

(6. Fortsetzung.)

Nach kurzem Besinnen rief Rawdon: „Das ist ja Mr. Brymer, der reiche Kaufmann, der auf dem „Strathnairn“ so beliebt war.“ Und er war es in der That. Er schüttelte beiden träufelnd die Hand, und freute sich aufrichtig, sie zu sehen. Es ist erstaunlich, wie eng Heißgefährten durch das Leben an Bord miteinander verbunden werden. Er fragte Rawdon nach seinem Befinden, und war erstaunt und hoch erfreut über seine völlige Wiederherstellung. Er lud beide ein, ihn in Sydney zu besuchen, und ließ nicht eher nach, bis sie versprochen hatten, so bald als möglich zu kommen. Dann drückte er ihnen noch einmal die Hand und legte seinen Weg in bester Laune fort.

„Ich fürchte mich vor einer Unterredung mit Clara“, sagte Rawdon, als sie die schmale Straße nach Dumbard House wieder betreten hatten. „Ich weiß, daß es ein harter Schlag für sie sein wird.“

„Sie hat Dich sicher sehr lieb und wird ihr ganzes Leben daran zu tragen haben“, sagte Marian traurig. „Mir würde es das Herz brechen, wenn ich an ihrer Stelle wäre.“

„Es kommt aber fast täglich vor, daß Verlobnisse gelöst werden.“

„Ja, und es werden auch täglich viele Herzen dadurch gebrochen“, entgegnete sie bitter. Die Gleichgültigkeit, mit der er von seiner früheren Geliebten sprach, war die einzige Eigenschaft an ihm, die sie nicht verstand, und sich nicht erklären konnte. In diesem Augenblick hörten sie Fußschall hinter sich. Sie wandten sich um und der junge Mann gab mit einem Ausruf der Ueberraschung Marriens Arm frei. Es war Clara Lambert, die in scharfem Trabe hinter ihnen her kam.

11. Kapitel.

Die Entwidlung des Dilemma.

Als Clara Lambert näher kam und Rawdon erkannte, rief sie fröhlich: „D. Cecil, Du bist es, dann bist Du also wieder ganz hergestellt!“

Seine Stimme klang ein wenig gepreßt, als er ihr versicherte, daß er sich vollkommen wohl fühle. Dann machte er die beiden Mädchen miteinander bekannt; Marian war unruhig und verwirrt, weil sie das peinliche Gefühl, Clara ein Unrecht zugefügt zu haben, nicht los werden konnte, während Clara arglos war und mit dem lebenswürdigsten Lächeln ihr Köpfer neigte, ohne Marian jedoch irgend zu erkennen. „Ich war gerade auf dem Wege nach Dumbard House. Wie gut, daß ich Dich eingeholt habe. Sie müssen beide einen langen Weg hinter sich haben, wie ich an Ihren staubigen Stiefeln sehen kann“, wandte sie sich an Marian, und lachte fröhlich dabei, denn der Anblick des Gesichts, der nun völlig wieder hergestellt, neben ihr ging, ließ ihr Herz höher schlagen.

„Ich habe mich in Sydney nach einer Wohnung umgesehen“, erklärte er, „da ich mein Gedächtniß wieder habe, kann ich Mr. Hartree nicht länger zur Last fallen.“

„Ich hoffte, Du würdest zu uns kommen, bis —“, sie brach leicht erlösend ab und warf Marian eine verhöhlende Blicke zu, während sie ihrem Verlobten die Flügel weichte.

„Hier müssen wir uns trennen, Mr. Rawdon“, sagte Clara, stehen bleibend und Cecil ihre Hand reichend, dann verneigte sie sich gegen Clara und schlug einen Seitenweg nach Bungalow Cottage ein.

„Wer ist das junge Mädchen, Cecil?“ fragte Miss Lambert, Marriens gewöhnlicher Gestalt mit den Augen folgend.

„Sie gehörte zu den Passagieren des „Strathnairn“, und sie hat mich in meiner Krankheit gepflegt; der Schiffsführer behauptete sogar, ihrer Sorgfalt hätte mir mein Leben erhalten. Ich stehe tief in ihrer Schuld.“

„Es geht allein mit ihr war, begann sein Herz heftig zu schlagen, und er dachte mit Schrecken an das Verlöbniß, das er ihr zu machen hatte. Das Mädchen sah ihn mehrmals unruhig an, dann sagte sie endlich: „Du hast Dich sehr verändert, Cecil, seitdem ich Dich zum letzten Male gesehen habe — ich meine natürlich das letzte Mal in England. Du bist magerer geworden, und Dein Gesicht hat einen trübseligen Ausdruck, der Dich um zehn Jahre älter erscheinen läßt. Du hast gewiß viel aushalten müssen, armer Junge! Aber nun ist ja alles überstanden.“

„Wie geht es Deinen Eltern?“ fragte er ein wenig untermittelt.

„Danke, gut: sie wollten mich eigentlich begleiten, aber ich habe davon abgerathen, weil ich nicht wollte, wie es Dir ging, und außerdem kommst Du ja bald ganz zu uns — nicht wahr Du kommst?“

„Natürlich“, lautete die Erwiderung, aber er ärgerte ein wenig dabei, und das entlang ihr nicht, obgleich sie weit entfernt war, die Ursache zu ahnen.

„Wohnt Miss Marston hier in der Nähe?“ fragte sie.

„Sie wohnt mit ihrer Tante am anderen Ende der Straße.“

„Hast Du sie oft gesehen, seitdem Ihr in Sydney seid?“

„Fast jeden Tag.“

Ihre Offenherzigkeit ließ ihm die Pflicht seines Verlöbnißes nur noch schwerer empfinden. Je mehr er die Worte überlegte, mit denen er ihr die Wahrheit gestehen wollte, um so verabscheuungswürdiger kam ihm sein Vorhaben vor. Er fühlte sich unfähig, seine Beichte abzulegen, so lange er ihr gegenüberstand und ihre blauen Augen voll Liebe und Vertrauen auf sich gerichtet sah. Und doch mußte es geschehen, die Wahrheit ließ sich nicht länger verheimlichen, und er fühlte, daß diese Zwieseltung über seine Kräfte ging. Sie hatten Dumbard House bald erreicht. Rawdon half dem Mädchen aus dem Sattel und führte das Pferdchen in den Stall. Unterdessen kam Mrs. Hartree aus dem Hause, begrüßte Clara auf das herzlichste und lud sie ein, zum Lunch zu bleiben. Als der junge Mann zurückkehrte, ertönte sie sich nach seiner neuen Wohnung, schalt tüchtig über seine Halsstarrigkeit, mit der er darauf bestand, sie zu verlassen, und ließ dann die beiden jungen Leute allein.

„Würde es Dir Vergnügen machen, den Garten anzusehen?“ begann Cecil die Unterhaltung.

„Allerdings, er scheint sehr hübsch zu sein.“

Sie gingen ein Weilschen schweigend nebeneinander her; Clara sah ihren Verlobten mehrmals forschend an, endlich rief sie: „Aber Cecil, Du bist mir ja Deinen Arm gar nicht an?“

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, wegen dieser Vergeßlichkeit“, entgegnete er, die kleine Hand durch seinen Arm ziehend. „Ich habe schon mehrmals die Entbedung gemacht, daß von meiner Krankheit eine unangenehme Zerstreuung zurückgelassen ist.“

„Die wirst Du bald überwinden, Cecil.“

„Vielleicht, aber manche Folgen eines Unglücks werde ich nie überwinden.“

„Und die wären?“

„Ich merke, daß mein ganzes Wesen eine sonderbare Umwandlung durchgemacht hat“, erwiderte er leise.

„Zurück?“

„Ich komme mir vor wie ein Mensch, der mehrere Wochen todt gewesen ist, und sich nach seiner Wiederherstellung nicht vorstellen kann, daß er dieselbe Persönlichkeit ist, die er früher war.“

„Du hast Dich allerdings sehr verändert, Cecil“, gab sie zu. „Gesicht und Stimme sind mir fremd geworden, und auch in Deinem Wesen merke ich eine Veränderung.“

„Wollen wir uns nicht ein wenig setzen?“ fragte er und deutete auf eine einfache Holzbank in einer kleinen Laube. Sie war damit einberufen; nachdem er mit nervöser Hast mehrere Blätter zerflüht hatte, begann er wieder: „Die außergewöhnlichen Ereignisse seit meiner Abreise aus England haben mich in die schwierigste und peinlichste Lage gebracht, in der wohl je ein Mann gewesen ist. Ich will Dir meine Geschichte ausführlich erzählen; es ist die höchste Zeit, daß es geschieht. Höre mich bis zum Schluß an, ehe Du mir Vorwürfe machst, und denke immer daran, daß ich durch unerschuldetes Unglück in diese Lage gekommen bin.“

„Du bist kein Psychologe und tann mich nicht darauf einlassen, die geheimnißvollen Bewegungen des menschlichen Geistes, die für die geistlichen Forscher noch unergreiflich sind, klar legen zu wollen, aber das glaube ich mit Sicherheit sagen zu können, daß ich für die Wandlung meiner Gefühle ebenso wenig verantwortlich gemacht werden kann, wie ein Zerfall für seine wahnhaften Meuperungen und Pläne.“ Er nahm seinen Hut ab und strich sich mit dem Tuch über die feuchte Stirne.

Nach kurzer Pause fuhr er fort: „Ich schrieb Anfang Mai zum letzten Male an dich, um dir mitzutheilen, daß ich England in kurzer Zeit verlassen würde. Am 25. Mai ging ich mit der „Lady Godiva“ in See. Alles ging gut, bis wir in den Sidonpassat kamen. Als ich eines Abends das Deck verließ, war es sehr neblig und ziemlich windig. Da ich sehr müde war, legte ich mich angelehnt nieder, und ich muß wohl sehr bald eingeschlafen sein. Plötzlich, ich weiß nicht, wie lange ich schon geschlafen hatte, wachte ich von einem furchtbaren Getöse auf, und das Schiff neigte sich so weit über, daß ich aus meiner Hängematte geschleudert wurde. Der Fall muß mich wohl betäubt haben, denn ich besinne mich auf nichts weiter. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, merkte ich, daß ich auf dem Fußboden meiner Kabine lag. Ich raffte mich auf und lauschte; das gleichmäßige Anschlagen des Wagens und das Säufen des Windes waren die einzigen Laute, die an mein Ohr schlugen. Ich suchte die Thür und gelangte so in den Salon, wo die Lampe noch trieb brannte. Keine Menschenseele war zu sehen! Ich rief laut, aber niemand antwortete. Da dachte mich der entsetzliche Gedanke, daß das Schiff im Sinken sei, und ich lief auf Ded. Es war so dunkel wie im Grabe. Ich rief mehrmals, erhielt jedoch wieder keine Antwort; aber ich fühlte, wie sich der Hund des Kapitäns an meine Füße schmiegte. Ich ging zurück in den Salon und holte die Lampe, bei deren mattem Licht ich erkennen konnte, daß

wir angefahren sein mußten und daß das Schiff wahrscheinlich im Sinken war. Die Mannschaften und Passagiere hatten sich jedenfalls auf die Boote gerettet, während ich bemühtlos in meiner Kabine gelegen hatte, denn es war nur noch ein einziges Boot an Bord. Als ich weiter ging, stolperte ich über den Körper eines Matrosen, der von einem Stück des Tafelwerkes niedergebörten worden war; er war verumdet, aber ich hatte doch nun wenigstens einen Zeugen für meine Fahrt. Ich half ihm beim Aufstehen, und so wie er auf den Füßen stand, wußte er, daß das Schiff im Sinken sei. Mit vieler Mühe ließen wir das Boot herunter, und stiegen in der Hoffnung ab, daß das Schiff, mit dem wir zusammengeflohen waren, uns bald aufnehmen würde. Nach wenigen Minuten versank die „Lady Godiva“ in den Wogen.“

Gegen Morgen legte sich der Wind, und die Luft wurde klar, so daß wir uns unsere Lage klar machen konnten, unsere Aussichten waren trübsener genug. Wir befanden uns auf offener See in einem zwanzig Fuß langen Boot ohne Nahrungsmittel. Die Sonne brüt als glühender Ball am wolkenlosen Himmel auf, und fandte den ganzen Tag ihre versengenden Strahlen auf uns hernieder. Endlich kam die Nacht mit ihrem erfrischenden Tau. Der folgende Tag war wie der vergangene, und jeder folgende wurde schlimmer als der vorige, weil wir widerstandlos wurden. Verzehrend der Durst brachte uns angesichts der durchsichtigen Wasserfläche zu beiden Seiten des Bootes fast zum Wahnsinn!“ Er mußte abermals innehalten, da ihn die Erinnerung zu übermannen drohte.

„Ich kann nicht sagen, wie viele Tage und Nächte wir so zugebracht haben, denn ich weiß nicht, wie lang ich bewußtlos gewesen bin, aber ich kann mich bis zu dem Augenblick, wo ich die Befinnung verlor, auf jede Einzelheit besinnen. Mein unglücklicher Gesährte, Jackson mit Namen, hatte der Veruchung nicht widerstehen können, und Seewasser getrunken. Ich beschwor ihn, es zu lassen, obgleich meine eigene Zunge am Gaumen klebte, als ich sprechen wollte; er ließ sich aber nicht halten und trank. Für kurze Zeit sagte er, er fühlte sich besser, und redete mir zu, auch zu trinken. Aber bald verzerrten sich seine Züge, er begann aufzereut und unzusammenhängend zu sprechen, und ich wußte, daß er wahnsinnig geworden war. Mäßig sprang er auf und stürzte sich auf mich; wir waren beide so schwach wie die Kinder, und doch rangen wir miteinander. Mit der Kraft des Wahnsinns verjuchte er, mich über Bord zu werfen, und rief mich mit um. Ich schlug hart mit dem Kopfe auf — aber von da ab weiß ich nichts mehr.“

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, befand ich mich in einer kleinen Kabine; ein Mädchen stand an meinem Lager und sprach mit mir, aber ich konnte sie nur mit Mühe verstehen. Ich fühlte mich so furchtbar matt und konnte mich auf nichts besinnen. So lag ich Tage hilflos auf meinem Lager, und das Mädchen pflegte mich mit hingebender Aufopferung. Mein Gedächtniß kam nicht wieder, aber dank der großen Freundschaft und Fürsorge, mit der ich auf dem „Strathnairn“ behandelt wurde, wurde ich mit der Zeit wieder kräftiger; ich konnte meine Kajüte verlassen und war viel auf Ded, aber ich fühlte wenig Neigung dazu, mich unter die Passagiere zu mischen. Meine geistige Schwäche gab allen ein so großes Leidbewußt über mich, daß ich mich scheute, ihnen näher zu treten. Obgleich mir von allen Seiten viel Theilnahme erwiesen wurde, fühlte ich mich nur zu einem einzigen Menschen an Bord hingezogen, und das war meine Pflegerin, Marian Marston, die Dame, die du heute gesehen hast. Du mußt zugeben, Clara, daß es ziemlich selbstverständlich war, daß wir uns bald näher traten. Nichts Gott hatte ich für mein Leben zu verbanten. Eines Tages fiel sie über Bord; ich sprang hinterher, und ich darf wohl sagen, daß ich sie rettete. So waren wir einander gegenseitig verpflichtet. Sie war eine Witwe und ging unter der Obhut des Kapitäns zu ihrer Tante; vielleicht fühlte sie sich sehr vereint, vielleicht lag aber auch in meinem hilflosen Zustand etwas, was für mich sprach. Sei dem, wie ihm wolle — wir waren bald alte Bekannte und traten uns täglich näher. Du mußt daran denken, daß ich während dieser ganzen Zeit in völliger Dunkel über meine Vergangenheit war. Um es kurz zu machen, Clara, er hielt inne und sah ihr zum ersten Male während ihrer Unterredung in das bleiche Gesicht. „Ich erkannte, daß ich Marian Marston liebte, und sie verließ mich, meine Frau zu werden, falls ich mich unverheiratet wäre.“

„Als er geendet hatte, lehnte er sich erschöpft zurück und verdrängte die Arme über der Brust; das Mädchen sah bewegungslos und mit niedergeschlagenen Augen an seiner Seite. Mit einem Male verstand sie seine Zurückhaltung, seine verschiedenen Anmerkungen über die Veränderung seines Wesens und die durch die qualvolle Zeit begründete Unverantwortlichkeit für sein Thun. Sie war halb betäubt durch die Plögligkeit der Enthüllung und sah lange schweigend neben ihm.

Sie machte ihm keine Vorwürfe, aber sie war bleich bis in die Lippen und der Ausdruck ihrer klaren Augen rührte Rawdon mehr, als es die herzbrechenden Klagen gethan haben würden. Als sie endlich sprach, war sie ganz gefaßt; sie richtete sich stolz auf, und ihre blauen Augen erschienen unnatürlich groß in dem bleichen Gesicht.

„Ich kann dich natürlich nicht für die Aenderung deiner Gefühle verantwortlich machen. Deine Geschichte ist so furchtbar! — Wo sagst du, daß Miss Marston wohnt?“

„In Bungalow Cottage, an anderen Ende der Straße.“

„Ich muß sie sprechen, bitte, hole mein Pferd.“

Es erschien ihm fast unglücklich, daß ein so sanftes, liebliches Mädchen, wie Clara Lambert, im Stande war, eine so gebietende Haltung einzunehmen.

„Darf ich dich begleiten?“ fragte er als er ihr in den Sattel half.

„Nein, ich will allein mit ihr sein.“

„Du kommst aber doch wieder herunter zurück?“

„Ich komme auf alle Fälle heute noch einmal her. Bitte, öffne den Thorweg.“

Sie brachte das Pferd durch einen Peitschenhieb in scharfen Trab und war in wenigen Minuten verschwunden.

12. Kapitel.

Wenn der Grieche den Griechen trifft.

Cecil Rawdon blieb noch lange an der Gartenpforte stehen und starrte ins Leere; Clara's schneller Aufbruch hatte ihn aufs höchste verwirrt. In seinem Herzen stritten die widerstreitendsten Gefühle um die Oberhand; halb fühlte er sich durch Bekanntheit erleichtert, halb bereute er sein rasches Vorgehen über der Gedanke, Clara endlich die Wahrheit gesagt zu haben, erfüllt ihn mit Genugthuung. Unterdessen hatte Clara Lambert Bungalow Cottage erreicht und die Zügel ihres Pferdchens an der Gartenthür befestigt. Mit einem entschlossener Ausdruck im Gesicht schritt sie zur Hausthür und zog die Glocke.

„Miss Marston zu Hause?“ fragte sie das öffnende Mädchen kurz.

„Zawohl, Miss wollen Sie die Güte haben, näher zu kommen?“

Nichts verwirrt gereizte Menschen mehr, als ausgesuchte Höflichkeit. Clara Lambert würde in ihrer augenblicklichen Stimmung bei weitem lieber mit einem groben, alten Bedienten verkehrt haben als mit diesem niedlich getleibeten höflichen Mädchen.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“ fuhr dasselbe fort, nachdem es Clara in ein behagliches, kleines Wohnzimmer geführt hatte.

„Sagen Sie nur, daß eine junge Dame Miss Marston um eine Unterredung bitten läßt“, entgegnete Clara. Ihre Aufregung gab ihrer Stimme einen so auffallend hochmüthigen Klang, daß das Mädchen sie ganz verwundert anfas. Sie ging, um ihre Herrin zu benachrichtigen, und Clara blieb allein; ihr Herz begann heftig zu schlagen, aber wurde von Minute zu Minute unerschütterlicher. Endlich öffnete sich die Thür wieder, und Marian Marston erschien auf der Schwelle. Ueberraschung und Schreck spiegeln sich in ihrem Gesicht, als sie ihren Gast erkannte. Auf diese Begegnung war sie nicht vorbereitet gewesen, und sie mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um ihre Haltung zu beherrschen.

Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen aufdränge, Miss Marston; ich hoffe, mein Besuch kommt Ihnen nicht störend“, begann Clara.

„Dadurch nicht; außerdem glaube ich über den Zweck desselben unterrichtet zu sein. Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ entgegnete Marian mit einladender Handbewegung.

In diesem Augenblicke betrat Mrs. Murray das Zimmer, und die Cerimonie der Vorstellung gab beiden Mädchen ihre Fassung wieder.

„Wünschen Sie mich allein zu sprechen, Miss Lambert?“ fragte Marian mit einem Blicke auf ihre Tante, die sich schon mit erwartungsvollem Gesichte in einem Lehnstuhl zurückgelagert hatte.

„Da Mrs. Murray Ihre einzige Verwandte ist, wie ich gehört habe, liegt wohl kein Grund vor, aus unserer Angelegenheit ein Geheimniß vor ihr zu machen. Sie sagten vorhin, Sie wüßten den Grund meines Besuchs.“

Sie hielt inne, und es vergingen mehrere Minuten, in denen sie vergeblich nach einer Einleitung suchte. Die Gedanken flogen mit so fieberhafter Eile durch ihr Hirn, daß sie sich sammeln mußte, um sie in feste Form zu bringen.

„Ich habe Mr. Rawdon soeben verlassen“, begann sie endlich. „Er hat mir seine Erlebnisse seit seiner Rettung durch den „Strathnairn“ erzählt, und ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß er mich aufs höchste damit überrascht hat. Gestatten Sie mir die Frage, ob Sie von Mr. Rawdon's Beziehungen zu mir wissen?“

„Seit gestern Radmirtag. Wie Sie wissen, war Mr. Rawdon nicht im Stande, Angaben über seine Vergangenheit zu machen, da er die Erinnerung daran erst durch Ihr Erscheinen wieder fand.“

„Allerdings, dieser Umstand ist eine

unwiderrlegliche Entschuldigung für Sie und ihn.“

„Verzeihen Sie die Unterbrechung“, sagte Mrs. Murray in höchster Spannung, „welcher Art sind die Beziehungen zwischen Ihnen und Mr. Rawdon?“

„Wir sind seit längerer Zeit miteinander verlobt, und er war auf dem Wege zu unserer Hochzeit, als ihn das Unglück betraf.“

Mrs. Murray's Augen waren während Clara's Erklärung immer größer geworden.

„Davon hast du mir ja niemals etwas gesagt, Marian“, rief sie in höchstem Ersäunen.

„Ich habe es selbst erst gestern erfahren.“

„Aber wissen Sie denn, daß meine Nichte ebenfalls mit Mr. Rawdon verlobt ist, Miss Lambert?“ fuhr Mrs. Murray fort.

„Er hat es mir soeben gesagt, und darum bin ich hergekommen.“

„Sie können keinem von beiden daraus einen Vorwurf machen“, sagte Mrs. Murray eifrig. „Mr. Rawdon's damalige Unzurechnungsfähigkeit trägt allein die Schuld.“

„Ich will auch niemandem Vorwürfe machen“, entgegnete Clara schnell, „obgleich ich der Ansicht bin, daß Cecil und Miss Marston gut gethan hätten, wenn sie die Möglichkeit einer schon bestehenden Ehe oder eines Verlöbnißes etwas näher ins Auge gefaßt hätten.“

„Hat Ihnen Cecil nichts von unserer Liebereintunft gesagt, daß unsere Verlobung nur unter der Bedingung, daß er unverheiratet wäre, gültig sein sollte?“

„Ja, er sagte etwas Derartiges, aber Ihre Liebereintunft war überflüssig; denn es versteht sich von selbst, daß sich ein verheirateter Mann mit keinem anderen Mädchen verloben kann. Aber ich darf wohl annehmen, daß Ihre Liebereintunft auch für den Fall galt, daß Mr. Rawdon schon verlobt wäre, wenngleich Sie beide diesen Fall vielleicht nie ins Auge gefaßt haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie lebt man in Peking?

Wie lebt es sich in Peking? Wer sich diese Frage stellt und nie seinen Fuß in die Reichshauptstadt des Reiches der Mitte gesetzt hat, möge Peking ja nicht mit den Augen ansehen mit Bescheid und Hauptstädte im Westen zu Gesicht bekommen hat. Er würde enttäuscht sein. Peking hat, das muß man sehr wohl in Betracht ziehen, erst seit wenigen Jahrzehnten Verührung mit den Fremden. Unendlich schwierig gestalteten sich die Verhandlungen der fremden Gesandten mit dem früheren chinesischen auswärtigen Amt, dem Tzungli-Yamen, als sie zunächst von englischer und französischer Seite, nach dem Kriege vom Jahre 1857 einen Artikel durchsetzen wollten, in dem den Vertretern fremder Mächte das Recht zugestanden werden sollte, dauernd in Peking zu leben.

Bis dahin waren dort nur Missionare zugelassen worden. Was man dann nach dem Friedensschluß des Jahres 1858 versprochen, hat man nicht gehalten. Denn am 20. Juni 1859 die Gesandten Englands und Frankreichs über Tientsin nach Peking reisen wollten, wehrte man ihnen schon an der Peiho-Mündung die Weiterfahrt und erst die Kanonen erzwangen ihnen das Recht, in der Reichshauptstadt fern zu revidieren. Die anderen Gesandtschaften folgten, unter ihnen Kreußen erst im Jahre 1864, dessen Gesandter zuerst in einem gemieteten Hause neben der englischen Gesandtschaft seinen Wohnsitz aufschlug, bis nach Gründung des Deutschen Reiches ein eigenes Grundstück für den deutschen Gesandten in Peking erstanden und 1877-79 ein eigenes Gebäude für ihn in der sogenannten Gesandtschaftsstraße, gegenüber der französischen Gesandtschaft gelegen, errichtet wurde, das in seinem ursprünglich chinesisch-einfachen Stile heute noch dem kaiserlichen Gesandten Grafen v. Wer als Gesandtschaftspalais dient.

Sind die Gebäude auch baufällig und klein, so ist der Park doch weit und hübsch angelegt. In dem älteren Teil dieses mit hohen Bäumen beschatelten Gartens, in dem sogar mehrere Rehe weiden, sieht nahe der Wohnung des Gesandten ein einfaches schönes Marmorkreuz, das Kaiser Wilhelm der Zweite dem Freiherren v. Retteker in Anerkennung seiner Verdienste um das deutsche Vaterland gewidmet hat.

Die übrigen Gesandtschaften haben fast alle hübsche, moderne, palastartige Dienstwohnungen in Peking, vor allem aber Belgien, Oesterreich-Ungarn, Rußland und Japan. Seit dem Jahre 1900 ist das Gesandtschaftsviertel ohne Unterbrechung militärisch besetzt gehalten worden, wenn auch seit einem Jahre die Zahl der Truppen sehr reduziert worden ist und heute etwa nur tausend beträgt. Gute, gepflasterte Straßen, elektrisches Licht und Wasserleitung erhöhen die Annehmlichkeit, im Gesandtschaftsviertel zu wohnen. Da Peking aber eine dem Fremdenhandel nicht geöffnete Stadt ist, dür-

fen sich mit der bereits erwähnten Ausnahme der Missionare Ausländer, besonders Kaufleute, dort den Beträgen gemäß nicht niederlassen, noch viel weniger aber in der Tataren- oder Chinesenstadt Peking. So ist es stets mit großen Schwierigkeiten für einen Nichtdiplomaten verbunden, in Peking eine Wohnung zu finden, und man kann als solcher froh sein, in einem verfallenen Tempel oder einem alten verlassenen Yamen unterzukommen.

Hat man dann solche Wohnung, die zuerst ganz gehörig für theures Geld etwas wohnlich gemacht werden muß, in Aussicht, so kommt die Mietsfrage an die Reihe. Zunächst wird einem eröffnet, daß man für den ersten Monat das vierfache, schon an sich theure Mietzsgeld zu entrichten hat. Und das wird folgendermaßen erklärt: Die erste Rate ist für den ersten Monat, die zweite für den letzten, die dritte für das Reinigen der Wohnung, an das aber faktisch nie gedacht wird, die vierte für den Unterhändler, der meist nie existiert. Gegen das Gewohnheitsrecht der Pektinesen kommt man aber nicht an, sie sind ebenso dickköpfig wie phlegmatisch. Nun geht es an die Beschaffung der Dienerschaft, Beköstigung und der Einrichtung. Letztere verschafft auf Bestellung der einzelnen Möbelstücke geschieht der erste beste Chinesenfischer oder man kauft — meist recht theuer und über dem Preis — auf den wöchentlichen Auktionen.

Der Fremden-Ab- und Zugang ist in Peking sehr wechselnd und sehr häufig finden solche Verheerungen von Sachen Abreisender statt. Die Dienerschaft, mindestens aus Bon, Koch und Kuli (Hausknecht) bestehend, besorgen die Diener der Bekannten und die Mahlzeiten nimmt man in der ersten Zeit wohl meist im sehr gut geleiteten Grand Hotel des Waggon's Lits ein. Hier sieht man auch zuerst, daß man wirklich in China ist, und zwar an der Häufigkeit der chinesischen Gäste, die dort allerdings nur aus den ersten Kreisen Pekings stammen.

Fürs Vergnügen ist, abgesehen von den ermüden Gesellschaften, dem hübschen Spaziergang auf der Stadtmauer, den man dank der Länge der Mauer stundenlang ausdehnen kann, und den abwechslungsreichen Ritten in Pekings nähere und weitere Umgebung, nicht viel in der Hauptstadt des Reiches der Mitte vorhanden. Ab und zu kommt die in sehr gutem musikalischen Rufe stehende Fingauer Kapelle des dritten Seebataillons heraus, dann und wann auch ein Jirtus oder Zauberkünstler, zu dem man aber nicht hinget. Sonst lebt man aber in dieser durch ihre historischen Bauwerke und vieles andere interessante aller Städte gerne für sich, geht mittags an die Hotelbar, abends in den Klub und freut sich am Tage des buntesten chinesischen Lebens in der Chinesen- oder Tatarenstadt. Viel Abwechslung bringen auch die Glöbrotter in das Einzelne des Lebens, das man aber, wenn man alter Pektiner ist, doch nicht gerne lange missen möchte; denn es gibt nur ein Peking, wenn es an seiner Eigenart in letzter Zeit auch immer mehr einbüßt.

Dr. Krieger.

Vorzüge und Nachteile der Gummischuhe.

Der Gummischuh zeigt Vorzüge und Nachteile in hygienischer Hinsicht. Gummi ist ein luftundurchlässiger Stoff. Die Wärmeentwicklung in demselben ist infolge dessen eine abnorme und die Schweissausdünstung auf ein Minimum reduziert. Der Gummischuh ist deswegen zum ständigen Tragen ungeeignet, tut aber bei schlechtem Wetter gute Dienste. Er schützt dann die Füße vor Nässe und Kälte und ist deshalb für viele zur Erstattung Reisende unentbehrlich. Bei nassem Wetter wird das Schuhwerk aber beschmutzt und ein großer Teil des Straßenschmutzes wird in die Wohnung verplankt. Auch hier erweisen sich Gummischuhe sehr nützlich. Weitere Vorteile bestehen in der Abschwächung der Erschütterung beim Gehen und in der Geräuschverminderung. Die Gummischuhe sollen aber nur dann getragen werden, wenn es nötig ist, also bei feuchtkalten oder feuchtem Wetter, nicht bei jeder troden-falten Witterung, wo gute Strümpfe und Schuheinlagen am Plage sind. Sie sollen auch nicht im Zimmer oder sonst in gedeckten Räumen anbehalten werden, weil dann unnütz mehr Wärmeentwicklung eintritt. Bei Gummischuhe lange Zeit viel getragen hat und sie dann plötzlich wegläßt, macht oft die Beobachtung, daß seine Füße ohne jene Ueberschuhung auf kaltem Wege frieren, während sie es früher, als er sie noch nicht benutzte, nicht taten. Die Gummischuhe sind also mit in im Stande, zu verweichlichen. Wo Wärmeentwicklung von vornherein zu befürchten ist, wie z. B. bei feuchtwarmen Witterung, kann man nach Bedarf leichtere Schuhe und Strümpfe anziehen.

Dem Alter gibt jeder unbedeutlich den Vorzug — beim Weine.